

## **Kapitel 5. DIE ENTWICKLUNGSHILFE IN AFRIKA.**

### **a. Die weinende Frau**

Ich sitze vor meinem Schreibtisch und versuche, meine Gedanken zu sammeln. Durch das offene Fenster dringt das Weinen einer Frau. Lautes, melodisches Jammern, das sich in drei Tonlagen wiederholt. Den Lärm der vorbeifahrenden Autos überhöre ich, aber diese sich hinziehenden Klagetöne sind mir lästig. Was braucht diese Frau mich zu stören, denke ich. Kann sie nicht in ihren vier Wänden trauern, anstatt mir die Lust am Arbeiten zu nehmen?

Ich sehe sie vom Fenster aus. Sie hockt in schmutzige Tücher gehüllt unter einem Eukalyptusbaum und heult. Ich kenne sie. Heute Morgen ist ihr Mann an einem Darmverschluss im Krankenhaus gestorben. Sie hat ihn viel zu spät gebracht. Sie hat Tage gewartet, bis sein Darm geplatzt ist, und der Mann so krank wurde, dass ihm kein Arzt und kein Spital auf der Welt mehr helfen konnten. Jetzt bleibt ihr nichts anderes übrig als zu jammern. Dabei hätte sie das alles vermeiden können, wenn sie und ihr Mann sich anders benommen hätten! Wenn sie nicht zuerst den Quacksalber aufgesucht hätten, der nichts Gescheiteres wusste, als mit einem glühenden Eisen drei Mal die Bauchhaut zu versengen. Dann erinnere ich mich: sie hatte erklärt, dass man den Mann zuerst einen Tag lang auf einer improvisierten Bahre bis zur Landstrasse tragen musste. Dort wartete sie einen weiteren Tag. Der Chauffeur eines Lastwagens, der endlich vorbeifuhr, weigerte sich, den schwerkranken Patienten zu transportieren. Der nächste Fahrer knöpfte ihr alles Geld ab, um ihren Mann ins Krankenhaus zu bringen.

Jetzt ist er tot. Sie hat kein Geld mehr. Das Dorf ist weit entfernt. Sie heult laut, ununterbrochen.

Ich befinde mich allerdings nicht in Europa, sondern in den äthiopischen Bergen, unweit der Quelle des blauen Nils, in Gonder, der ehemaligen Kaiserstadt. Gonder ist heute ein schmutziges Nest, auf dessen Strassen mehr Pferdekarren, Esel, Kühe und Schafe als Autos verkehren, wo die Stromversorgung täglich grundlos mehrere Male abgestellt wird, und die Spannung selten über 160 Volt<sup>1</sup> steigt, wo es in fast keinem Haus fliessendes Wasser und meistens auch keine Toilette gibt.

---

<sup>1</sup> Bei einem Sollwert von 220 Volt

Ich bin in einem Land, das arm, rückständig, also unterentwickelt ist. Ich bin hier, um die Leute in ihrer Entwicklung weiterzubringen. Ich bin ein „Entwicklungshelfer“<sup>2</sup>, der „Entwicklungshilfe in Afrika macht“.

Dazu wollte ich meine Gedanken sammeln, über:

## **b. Entwicklung und Entwicklungshilfe.**

Die Wörter „Entwicklung“, „entwickelt“, „unterentwickelt“ sind seit einigen Jahrzehnten in aller Munde. Man trifft sie in den Zeitungen, und es gibt unzählige Bücher, die über „Entwicklungshilfe“ in den „Entwicklungsländern“ der „Dritten Welt“ berichten. „Entwicklungshilfe“ ist heute eine Verpflichtung für die Industrienationen, die gemäss Beschluss der Vereinten Nationen 0,7% ihres Bruttosozialproduktes für die Hilfe in den „unterentwickelten Ländern“ hergeben sollten.

Was heisst eigentlich „Entwicklung“? Mit dieser Frage habe ich noch jeden Entwicklungsexperten in Verlegenheit gebracht. Keiner hat mir bislang eine Antwort gegeben, die umfassend und befriedigend gewesen wäre, und die seine persönliche Tätigkeit in der Entwicklungshilfe gerechtfertigt hätte. Ich stelle diese Frage immer wieder, wo sich einer als Fachmann für Entwicklungshilfe aufspielt und behauptet, etwas von Entwicklung zu verstehen. Immer bekomme ich eine Banalität oder ein Gestammel zu Antwort, oder der Angesprochene entschuldigt sich, dass er meine Frage nicht so einfach beantworten könne.

Schlägt man das „Lexikon Dritte Welt“, Ausgabe 1993, unter dem Stichwort „Entwicklung“ auf, steht dort: „Was unter Entwicklung zu verstehen ist, macht einen guten Teil der Entwicklungsproblematik selbst aus. Der Begriff ist weder vorgegeben, noch allgemeingültig definierbar, noch wertneutral, sondern abhängig von Raum und Zeit, so wie insbesondere von individuellen und kollektiven Wertvorstellungen. .... Die Reflexion, was Entwicklung heissen soll, bleibt der entwicklungstheoretischen und -strategischen Diskussion stets aufgegeben.“  
(34)

---

<sup>2</sup> Ein „Entwicklungshelfer“ ist jemand, der ohne Erwerbsabsicht in partnerschaftlicher Zusammenarbeit in Entwicklungsländern zum Fortschritt dieser Länder beiträgt. Ein „Entwicklungsexperte“ ist eine gut bezahlte Fachkraft mit langjähriger Berufserfahrung (34). Ich sehe mich als „Entwicklungshelfer“, obgleich ich eine sehr lange Berufserfahrung habe. (Auch mein Salär hat nur bei meinem letzten Einsatz in Äthiopien annähernd das erreicht, was ich 1976 als Oberarzt in der Schweiz verdient hatte.)

Susan George meint dazu: „Zu Beginn der fünfziger Jahre erfand eine neue Sippschaft von Ökonomen den Begriff 'Entwicklung' - ein Wort, das mittlerweile fast jede Bedeutung verloren hat.“<sup>3</sup>

Schlage ich ein philosophisches Wörterbuch auf, so lese ich folgende Definition, die das wiedergibt, was ein unvoreingenommener Mensch unter „Entwicklung“ verstehen würde: Entwicklung ist...“das Sichtbarwerden, Zutagetreten von Dingen, Teilen, Zuständen, Eigenschaften, Verhältnissen, die vorher schon da oder vorgebildet angelegt, aber der Wahrnehmung nicht zugänglich waren...“ (42)

„Entwicklung, développement, development, desenvolvimiento, desarrollo“ heisst also, dass etwas, was verborgen oder zugedeckt, aber bereits vorhanden ist, in Erscheinung tritt und allenfalls wächst und sich ausbreitet. Von aussen kann man bei diesem Vorgang nur helfen, indem man allfällige Hindernisse wegräumt oder Einflüsse fördert, die das Hervortreten erleichtern oder beschleunigen. Der Inhalt des Sich-Entwickelnden kann von aussen weder bestimmt noch beeinflusst werden, denn gemäss Definition ist dieser Inhalt seit eh und je als Anlage vorhanden. Derjenige, der sich entwickelt, bestimmt die Art und die Richtung der Entwicklung. Von aussen ist da nichts beizufügen, sonst ist es keine Entwicklung mehr, sondern allenfalls Nötigung, Indoktrination oder Usurpation. „Entwicklungshilfe“, die sich nicht nach dem Wesen und nach den Bedürfnissen der zu entwickelnden Menschen richtet, die nicht das fördert, was aus diesen Menschen hervortreten und sich vervollständigen will, „Entwicklungshilfe“, die von aussen Verhaltensweisen, Lebensumstände und Techniken aufdrängt und Veränderungen zu erzwingen sucht, ist definitionsgemäss keine Entwicklungshilfe.

Würde Entwicklung von „Entwicklungsexperten“ wirklich als das verstanden, was sie ist, gäbe es kaum das Ausmass an „Entwicklungshilfe“, wie es sich heute bietet und schon gar keine Experten mehr. Unter den sogenannten Experten herrscht mehr Verwirrung über den Begriff Entwicklung als Übereinstimmung. Dieser Begriff hat sich jedoch heute in unsere Umgangssprache eingeschlichen. Er tummelt sich gemeinplätzig in unserem Vokabular und findet in den Medien eine unkritische Verbreitung.

Einzelne Autoren (11) bezeichnen Entwicklung und Entwicklungshilfe als einen Mythos der modernen Gesellschaft, der, wie jeder Mythos, Allgemeingültigkeit erlangt hat, ohne dass jemand hinterfragt, was dahinter steckt. Ein Mythos braucht „nicht übereinstimmend mit der

---

<sup>3</sup> George (17) S 26

überprüfbarer Wirklichkeit“ zu sein, „aber wahr in der gesellschaftlichen Vorstellung, d.h. im Kollektivgedächtnis.“<sup>4</sup> Ein Mythos ist eine Kundgebung des Surrealen in uns, das sich in Bildern und in Geschichten zu verstehen gibt. Der Mythos wendet sich an unser religiöses Empfinden. Er wird so lange bestehen, als wir an ihn glauben. Dazu braucht es keine Beweise, keine Untersuchung des Wahrheitsgehaltes. Der Glaube allein genügt, dass der Mythos lebt und von jedermann als Selbstverständlichkeit behandelt wird.

So reden, schreiben und lesen wir täglich über Entwicklung, und jedermann ist überzeugt, dass sie nötig ist und gefördert werden muss.

Einige Ökonomen setzen Entwicklung mit der Erhöhung des Bruttosozialproduktes (BSP) pro Kopf gleich. Je tiefer das BSP, desto unterentwickelter ist für sie ein Land. Von welcher Höhe des BSP an würde dann keine Unterentwicklung mehr bestehen? Was bedeutet überhaupt das BSP für die Entwicklungsstufe? Betrachtet man ein einigermaßen reiches Drittweltland wie Brasilien mit einem BSP pro Kopf von mehr als 2'000 US Dollars, so verteilen sich dort auf 10% der Reichen 51%, und auf 50% der Armen nur 12% des Volkseinkommens (51). Es ist ein Land, wo täglich rund tausend Kinder an Unterernährung sterben (21), wo Strassenkinder von Todesschwadronen umgebracht werden, wo jährlich über eine Million Hektar Regenwald sinnlos zerstört wird (21). Nehmen wir Libyen, wo eine Säuglingssterblichkeit von 10% herrscht und 49 % der Einwohner Analphabeten sind, wo aber das BSP pro Kopf 8'000 US Dollars übersteigt (51).

Das Bruttosozialprodukt kann deshalb höchstens in den Köpfen einiger reduktionistisch denkender Entwicklungsstrategen für die jeweilige Entwicklungsstufe eines Landes verantwortlich sein. Gleichzeitig mit der Erhöhung des BSP als wünschenswerter Faktor für zunehmende „Entwicklung“ spukt nämlich in den Köpfen dieser Strategen die vermehrte Öffnung des Landes zur Marktwirtschaft und damit die erhöhte Kaufkraft der Bevölkerung, die wiederum zur gesteigerten Konsumation und damit zu höheren Importen und schliesslich zur Ankurbelung des Welthandels führen.

Der Mythos von der Entwicklung und von der Entwicklungshilfe ist in den westlichen Ländern entstanden und den Ländern der Dritten Welt, und damit auch Afrika, aufgedrängt worden. In Afrika hatte vorher niemand die Absicht und die Idee, sich zu „entwickeln“. Afrika hat sich jahrhundertlang selbst erhalten und selbst ernährt. Seine Völker haben trotz schwierigem Klima und trotz wiederkehrenden Naturkatastrophen in Harmonie mit der

---

<sup>4</sup> Rist et al. (45) S 85

Umwelt überlebt. Ob dabei die afrikanischen Völker glücklich waren oder nicht, ist nachträglich und für Aussenstehende schwer zu beurteilen. Uns westlichen Menschen steht es nicht an, über das Glücklichein sogenannt unterentwickelter Völker zu urteilen. Gerade dieses Urteil aber erlauben wir uns, in der Meinung alles besser zu wissen und zu glauben, es sei unsere Aufgabe, alle Völker in der Welt so zu „entwickeln“, wie wir selbst „entwickelt“ sind.

Es war zuerst der amerikanische Präsident H. Truman, der 1947 zur Entwicklung der Völker aufrief: „Ich bin der Ansicht, dass wir den freien Völkern beistehen müssen, ihr eigenes Geschick auf ihre Weise zu bestimmen. Ich glaube, dass unser Beistand in erster Linie in Form finanzieller und wirtschaftlicher Hilfe gewährt werden sollte, einer Hilfe, die wesentlich ist für die wirtschaftliche Stabilität und ordnungsgemässe politische Entwicklung.“<sup>5</sup>

Er verkündete damals noch, die Völker könnten „ihr eigenes Geschick auf ihre Weise bestimmen“. Bald aber trat an die Stelle der freien Bestimmung der Druck, wenn nicht der Zwang, dass mit Entwicklung die Hinwendung zum „American Way of Life“ gemeint sei, und dass mit „ordnungsgemässer, politischer Entwicklung“ die Einordnung in die amerikanische Einflussosphäre verlangt werde. Auf analoge Weise versuchten der kommunistische Block und die Europäer die Drittweltländer zu beeinflussen, d.h. zu „entwickeln“..

Niemand bei uns im Westen verstand unter Entwicklung die Förderung der naturgemässen Anlagen der Völker. Jedermann verlangte deren Veränderung hin zur westlichen Arbeitsgesellschaft und damit Eingliederung in die Weltwirtschaft, Marktfähigkeit, Erweiterung des europäischen und amerikanischen Wirtschaftsimperiums, Experimentierfeld für westliche Industrien, Erschliessung der Länder für den Tourismus und nicht zuletzt Arbeitsbeschaffung für Heere von Entwicklungsexperten und -helfern.<sup>6</sup>

Um das eigentliche Wohl der Völker, um die echte Entwicklung der Bevölkerung kümmerten sich nur wenige derjenigen, die behaupteten, von Entwicklung etwas zu verstehen. Das wäre ja auch ein Prozess, der nur aus der Perspektive der zu entwickelnden Menschen in Gang

---

<sup>5</sup> zitiert aus Dirmoser et al. (11) S 57, der aus folgendem Werk zitiert: Informationszentrum Dritte Welt, Entwicklungspolitik oder Ausbeutung? Freiburg 1983, S 31

<sup>6</sup> Rund 80'000 Fachkräfte werden im Durchschnitt von den westlichen Industriestaaten zur Entwicklungshilfe in die Dritte Welt entsandt (Michler (36) S 480). Oft werden Gruppen von mehreren Fachleuten, Technikern und Hilfspersonal nach Afrika eingeflogen, die in „weissen Ghettos“, in Hotels, in eigens hergerichteten Häusern oder in Camps, auf Distanz zu den Einheimischen, aber in um so engerem und oft enervierendem Kontakt untereinander ihr europäisches Leben weiterführen. Auch kommt es nicht selten vor, dass sich mehrere Organisationen um das gleiche Projekt streiten.

gesetzt werden könnte, und der so subtil wäre, dass er nicht in Geldsummen und Statistiken ausgedrückt, geschweige denn von einem Büro aus dirigiert werden könnte.

### **c. Entwicklungsprojekte für wen?**

Zwischen der Ersten und der Dritten Welt besteht eine ungleiche Allianz. Auf der einen Seite sind es Staaten mit einer fortschrittlichen Technologie, einer Spitzenökonomie und einer komplizierten Geldwirtschaft, auf der andern Seite Länder, in denen bis zu siebzig Prozent der Bewohner noch so leben wie die Ackerbauer und Viehzüchter unserer Urzeit. Eine solche Allianz kann kaum gut gehen, weil das gegenseitige Verständnis fehlt. Auf unserer Seite findet man den missionarischen Eifer, den „armen Menschen“ der Dritten Welt aus der „Primitivität“ ihres Daseins herauszuhelfen und ihnen Zugang zu den Wundern unserer Zivilisation zu verschaffen. Gleichzeitig wickeln wir Geschäfte mit ihnen ab und profitieren dabei von ihrer Unwissenheit und Rückständigkeit.

Die wirklichen Bedürfnisse der Menschen in den Entwicklungsländern werden selten gewürdigt und berücksichtigt. Was in internationalen Gremien, wie der UNO und in ihren Sub-Organisationen und in der Weltbank und ihren Dependancen, ausgebrütet und entschieden wird, geht meistens über die Köpfe der Menschen hinweg, denen angeblich der Aufwand zugute kommen sollte.<sup>7</sup>

So hat man beispielsweise die direkt Betroffenen, die Bauern, Viehzüchter und Nomaden, beim Bau des Staudammes von Sélengué am Sankaranifluss in Mali nicht gefragt, als ihre Dörfer, ihre Äcker und ihre Weiden von einem Stausee, den die Weltbank finanziert hat, überschwemmt wurden. Nur waren sie es, die Bewohner, die nach erzwungener Umsiedelung ihre Existenzgrundlage verloren. Wegen diesem Staudammprojekt leben heute „20'000 Bauern“ ...als...,entwurzelte Tagelöhner“.<sup>8</sup>

Die Fischer rund um den Viktoriasee wurden nicht konsultiert, als FAO Experten beschlossen, im See den Nilbarsch auszusetzen, der den ursprünglichen Fischbestand zu achtzig Prozent zerstörte, weil er sämtliche Fische (darunter auch die schmackhafte Tilapia), von denen sich die Seeanwohner bis anhin ernährt hatten, auffrass. Wegen seinem hohen Fettgehalt kann der Nilbarsch nicht wie die bisherigen Fische an der Sonne getrocknet, sondern muss über Holzfeuern geräuchert werden. Das führte zu einer weitreichenden

---

<sup>7</sup> Vergl. dazu Hancock (21) S 78 ff

<sup>8</sup> Vergl. Hagen (20) S 137

Abholzung um den Viktoriasee herum. Als weitere Folge kam es zu einer Zunahme der Bilharziose im Seegebiet, weil sich einige der ursprünglichen Fische von Wasserschnecken, den Zwischenwirten dieser schweren Tropenkrankheit, ernährt hatten, die sich nach der Aussetzung des Nilbarsches sprunghaft vermehrten.<sup>9</sup>

Auch die Anwohner des Sudd wurden nicht gefragt, als die sudanesisische Regierung beschloss, mit ausländischer Hilfe das riesige Sumpfgebiet südlich von Khartum über den Jonglei Kanal trockenzulegen, was vermutlich zu einer ökologischen Katastrophe geführt hätte. Glücklicherweise wurde durch den Bürgerkrieg die im Sudd eingesetzte weltgrößte Baggermaschine lahmgelegt und zerstört, so dass das Projekt vorläufig gescheitert ist.<sup>10</sup>

Dies sind drei Beispiele aus einer langen Reihe von Entwicklungsprojekten, die in Büros ausgeheckt wurden, die sehr viel Geld kosteten, und die nicht nur nutzlos, sondern für die lokale Bevölkerung und für die Umwelt schädlich sind. Bei solchen Projekten kann nicht von „Entwicklung“ gesprochen werden. Es sind Eingriffe von Aussenstehenden, die sich anmassen zu behaupten dem Land und der Bevölkerung Hilfe zu bringen, und die dabei eigene Interessen nur schlecht verbergen.

Natürlich können solche Projekte nur in Zusammenarbeit mit den afrikanischen Regierungen durchgeführt werden. Sie fussen auf Abmachungen zwischen der Regierung eines Industrielandes, einer Suborganisation der UNO, der Europäischen Gemeinschaft oder eines Instituts der Weltbank und, als Empfänger, der Regierung eines Drittweltlandes. Was auf hohen diplomatischen Ebenen wichtig scheint und nicht, was den Leuten im Projektgebiet wirklich nützen würde, wird als Entwicklungsprojekt beschlossen. Es gibt leider kaum eine afrikanische Regierung, der die Förderung der Peripherie ihres Landes am Herzen liegt. Wenn ab und zu doch etwas für die Peripherie getan wird, so stecken Nebenabsichten dahinter, sei es die Beeinflussung von Wählerstimmen, sei es weil der Staatspräsident oder ein Minister aus der betreffenden Gegend stammen. Um das Ergehen der fern der Hauptstadt lebenden Menschen kümmert sich kaum jemand in den Zentralregierungen. Die Regierungen treffen ihre Entscheidungen bezüglich Entwicklungshilfe aus politischen Überlegungen und unter

---

<sup>9</sup> Vergl. Hagen (20) S 217

<sup>10</sup> Vergl. Hagen (20) S 188

Berücksichtigung der Vorteile, die für die Regierungsmitglieder ausgehandelt werden können.<sup>11</sup>

Viele der in Afrika gebauten grossen Staudämme sind Prestige- und Profitprojekte, die dem Land mehr schaden als nützen. Dazu gehören der Assuandamm in Ägypten, der Diama Dam<sup>12</sup> an der Mündung des Senegal, der Inga Staudamm und Kraftwerk am Unterlauf des Zairestromes (17), der Turkwel Damm in Nordwestkenia<sup>13</sup>, der Baardheere Damm am Jubafloss in Somalia (3).

In vielen westlichen Geberländern ist man dafür besorgt, dass die Entwicklungshilfe einen fördernden Einfluss auf die eigene Wirtschaft hat.<sup>14</sup> Ein grosser Teil der für die Entwicklungshilfe bestimmten Gelder verlässt das Geberland nicht. Er wird für Löhne für die eigenen Beamten und für die Entwicklungsexperten ausgegeben, sowie für den Ankauf von Material, Geräten und Maschinen, die im Geberland hergestellt und über ein Entwicklungsprojekt ins Drittweltland exportiert werden. Solche Maschinen werden nicht immer nach Zweckmässigkeit für das Entwicklungsland, sondern nach wirtschaftlichen Grundsätzen, die für das Geberland wichtig sind, ausgewählt (14).

Sind exportierte Maschinen einmal eingesetzt, und ist die Projekthilfe beendet, ist das Drittweltland auf Ersatzteillieferungen aus dem Geberland angewiesen. Dazu fehlen ihm oft die Finanzen, oder das Gesuch um Ersatzteile verschwindet in einer Schublade der Bürokratie. Im besten Fall muss man Monate warten, bis die Ersatzteile dort erscheinen, wo sie gebraucht werden. In den meisten Fällen wartet man vergeblich. Je komplizierter die Maschinen und Apparate, desto anfälliger sind sie für Störungen, besonders im feuchtwarmen Klima Afrikas. Viele Geräte können nur von Spezialtechnikern repariert werden, die aus dem Westen eingeflogen werden müssen, was einem armen Land teuer zu stehen kommt. In Afrika

---

<sup>11</sup> Bei Grossprojekten ist es oft üblich, Provisionen oder sog. „Kickbacks“ an Beamte und Regierungsmitglieder zu zahlen, die von vornherein in die Projektkosten eingeplant sind und die Projekte entsprechend verteuern. (George (17) S. 30 f. Strahm (51) S. 155)

<sup>12</sup> Nach dem Bau des Diama Dammes am Senegalfluss, durch den das Zurückfluten des salzigen Meerwassers verhindert und damit die Landwirtschaft verbessert werden sollte, hat sich die Bilharziose in einem weiten Gebiet, in dem früher diese Krankheit nicht bekannt war, ausgebreitet. (J. Vercausse et al.: Studies on Transmission and schistosome interactions in Senegal, Mali and Zambia. Tropical and Geographical Medicine 1994, Vol 46, No 4/ 220 - 226.)

<sup>13</sup> Vergl. Harden (22) S 206 f

<sup>14</sup> „1980 erhielt - beispielsweise - die deutsche Wirtschaft aus der weltweit vergebenen Entwicklungshilfe Aufträge im Wert von 8 Milliarden DM. Damit stand jeder DM, die der deutsche Staat an Entwicklungshilfe vergab, 1,25 DM gegenüber, die an die deutsche Wirtschaft zurückfloss. Die Aufträge aus Entwicklungshilfemitteln sicherten 110 000 Arbeitsplätze“ (36) S 482



sieht man überall Maschinen und Apparate herumstehen, die nicht mehr funktionieren. Es sind Entwicklungsruinen, die noch lange auf den Staatsschulden lasten.

#### **d. Nahrungshilfe**

Nahrungshilfe ist nicht immer nur Hilfe für das Drittweltland. In vielen Fällen entledigt sich der Westen, vor allem die USA und die EG, über die Nahrungsmittelhilfe seiner landwirtschaftlichen Überproduktion.<sup>(34)</sup> Abgesehen von akuten Notlagen wie Erdbeben, Flüchtlingsströmen, Dürre, Überschwemmungen ist Nahrungsmittelhilfe für die lokale Landwirtschaft schädlich. Dazu ein Beispiel aus Zaire:

Die Provinz Shaba ist grün, fruchtbar, und der Regen fällt jedes Jahr ausgiebig. Es gibt zahlreiche grosse und kleine Flüsse, die das ganze Jahr über Wasser führen. Mais und Maniok, die Grundnahrung der Bevölkerung, sowie Erdnüsse und Gemüse gedeihen ohne besondere Mühe. Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner rennen in allen Dörfern herum. In den höher gelegenen Gebieten gibt es Viehherden. Die Leute sind arm, aber haben genug zu essen.<sup>15</sup>

Dennoch fanden es im Jahre 1985 amerikanische Hilfsorganisationen für nötig, tonnenweise Mais und Getreide heranzuschleppen und unter der Bevölkerung zu verteilen. Da der Markt mit diesen Gaben aus Übersee überschwemmt wurde, konnten die Bauern ihre Maisernte nicht mehr verkaufen. Ein grosser Teil davon verfaulte. Um ein ähnliches Debakel zu vermeiden, verringerten die Bauern ihre Aussaat im nächsten Jahr. Daraus resultierte ein allgemeiner Mangel an Grundnahrungsmitteln. Erst jetzt, als Folge der unnötigen Hilfe, hungerten Tausende von Leuten.

Oft ist der Hunger ein Problem der internen Verteilung der Nahrungsmittel<sup>16</sup> und eine Folge der fehlgesteuerten, marktorientierten Agrarpolitik. Anstatt genügend Nahrung für die lokale Bevölkerung zu produzieren, wird für den Export angebaut. „In Afrika wurde der Anbau von Nahrungsmitteln so stark vernachlässigt, dass heute die Erlöse aus dem Agrarexport für die

---

<sup>15</sup> Ernährungsstörungen bei Kindern kommen zwar vor, doch sie beruhen mehr auf der Unwissenheit und auf der Gleichgültigkeit der Eltern als auf einem Mangel an Nahrungsmitteln. Durch unser damaliges Projekt, in dem die Familien unter Anleitung von einheimischen Agrotechnikern dazu angehalten wurden, Gemüse und Soyabohnen anzupflanzen und nachher schmackhaft zuzubereiten, konnten die Ernährungsstörungen bei Kindern merklich vermindert werden.

<sup>16</sup> Im Jahre 1987 produzierten die afrikanischen Bauern laut FAO 1,32 kg Grundnahrungsmittel pro Tag und Einwohner (Michler (36) S. 381). Mitte 1987 veranschlagte die FAO den in Schwarzafrika vorhandenen Überschuss an Getreide auf 4'736 Millionen Tonnen. In der gleichen Zeit bezifferte die FAO den Bedarf an Nahrungsmitteln für Afrika auf 3'184 Millionen Tonnen (Michler (36) S. 382).

Bezahlung der Nahrungsmittelkäufe im Ausland mehr als aufgefressen werden.<sup>17</sup> In vielen Drittweltländern wird Getreide angebaut, exportiert und in den westlichen Ländern ans Vieh verfüttert. Fleischexporte werden bei uns zu Katzen- und Hundenahrung verarbeitet, während die Bevölkerung im Herkunftsland an Eiweissmangel leidet und hungert.<sup>18</sup>

Die vom Westen in Afrika eingeführte Trilogie der „Grünen Revolution“ - verbessertes Saatgut, Dünger, Pflanzenschutzmittel - hatte von Anfang an nur die höheren Erträge an „cash crops“<sup>19</sup>, nicht aber die bessere Ernährung der Bevölkerung im Auge. Die durch die grüne Revolution geförderten Monokulturen laugen den Boden aus und schaden der Fruchtbarkeit der afrikanischen Erde. Zudem sind Dünger und Pflanzenschutzmittel teuer und damit für den Kleinbauern unerschwinglich.

#### **e. Finanzhilfe und Strukturanpassung**

Über die Entwicklungshilfe gelangen Devisen in die Länder der Dritten Welt. Ein nicht geringer Teil davon verschwindet in den privaten Taschen der regierenden Clique, besonders wenn es sich um direkte Finanzhilfe oder um die Finanzierung teurer Projekte handelt, wo mit Geld grosszügig umgesprungen wird. Wie das Projekt durchgeführt wird, und welchen Nutzen es bringt, ist oft von zweitrangiger Bedeutung. Hauptsache ist, dass Geld fliesst.

Auf der Geberseite wird oft ähnlich geurteilt. Auch dort muss Geld fliessen. So ist es...“für das Personal der Weltbank...von vorrangiger Bedeutung bei der Kreditvergabe bestimmte Sollvorgaben zu erfüllen - also immer mehr Geld auszugeben und dadurch ‘erfolgreich’ zu sein.“<sup>20</sup> „Fortschritt bemisst sich nach der Höhe der Auszahlungen“, meint der Beamte einer staatlichen Entwicklungsbehörde.<sup>21</sup>

Ein grosser Teil der Kredite stammt aus privaten Banken, die mit Wissen und Billigung der westlichen Regierung der Regierung eines afrikanischen Landes gewährt werden. Kredite bleiben für dieses als Schuldenlast bestehen, zu der sich die Zinsen addieren. Kommt das Drittweltland in Zahlungsschwierigkeiten und verlangt eine Umschuldung seiner Schuldenlast und damit neue Kredite, werden von ihm Strukturanpassungen verlangt, das heisst, es wird Druck ausgeübt, damit in dem betreffenden Land endlich eine „ordnungsgemässe

---

<sup>17</sup> Strahm (51) S 43

<sup>18</sup> Hierzu vergl. Strahm (51) S 47 und 49

<sup>19</sup> „cash crops“ sind landwirtschaftliche Produkte, die für den Weltmarkt, also für den Export, und weniger für die Versorgung der einheimischen Bevölkerung bestimmt sind, die also „cash“, d.h. Geld ins Land bringen.

<sup>20</sup> Hancock (21) S 218

<sup>21</sup> Hancock (21) S 220

Entwicklung“ stattfindet. Bei den Umschuldungs- und Kreditverhandlungen vertritt der Internationale Währungsfond (IWF) die Banken. Er diktiert die Bedingungen, die das Drittweltland erfüllen muss, um weitere Kredite von westlichen Banken zu erhalten. „Der IWF Apparat (Sitz in Washington) wird von einer kleinen Gruppe von Technokraten beherrscht, die der sog. monetaristischen Wirtschaftsphilosophie anhängen.....Der IWF wirkt für die Entwicklungsländer, die sich wegen Zahlungsschwierigkeiten seinem Diktat unterziehen müssen, wie ein stummer Würger.“<sup>22</sup>

Wird ein Land zur Strukturanpassung gezwungen, verlangt der IWF immer Opfer im sozialen Sektor. Die Löhne müssen eingefroren werden, die Zuschüsse der Regierung im Gesundheits- und im Erziehungswesen müssen gekürzt und die Subventionen für Grundnahrungsmittel gestrichen werden. Sehr oft wird auch die nationale Währung abgewertet, um den Export von Rohstoffgütern aus dem Entwicklungsland zu erleichtern.

Wegen des kontinuierlichen weltweiten Preiszerfalls gehen die Einnahmen der aus Afrika exportierten Rohstoffgüter verglichen mit früher (vor 1980) zurück<sup>23</sup>. Von Jahr zu Jahr verschlechtern sich die „Terms of Trade“<sup>24</sup>. Die mit allen Mitteln betriebene Ankurbelung des Exportes bringt kaum Vorteile. Sie wird aber immer wieder von den Strategen des IWF gefordert, da die afrikanischen Länder nur über den Export von Rohstoffen Devisen erhalten können.

Die infolge der Strukturanpassung gemachten Einsparungen im staatlichen Budget dienen der Schuldentrückzahlung. Für die Armen bedeutet Strukturanpassung immer eine einschneidende Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen.<sup>25</sup> Auf dem Rücken der Armen, nicht der Wohlhabenden und schon gar nicht zum Nachteil der regierenden Clique des Drittweltlandes werden die Sparmassnahmen durchexerziert und das Geld für die Schuldentilgung eingetrieben.<sup>26</sup>

---

<sup>22</sup> Strahm (51) S 107 - 109

<sup>23</sup> Beispiel: Seit Beginn 1989 fiel der an der internationalen Rohstoffbörse ausgehandelte Preis für Kaffee um 50 %. Länder wie Uganda, Burundi, Äthiopien, die zur Hauptsache (zu 75 oder mehr %) Kaffee exportieren, erleiden bei gleichbleibender Produktion ohne eigenes Verschulden einen gewaltigen Rückgang der Exporteinnahmen, der sich auf die Ökonomie des ganzen Landes auswirkt. (Michler (36)S. 193 f.) Von 1980 bis 1989 wird der totale Verlust Afrikas infolge Rohstoffpreisverfall auf 137 Milliarden Dollar geschätzt. In der gleichen Zeit betrugen Kredite, Investitionen und Entwicklungshilfe nur 128 Milliarden Dollar (Michler (36) S. 420). Wenn der Westen die Preise für Rohstoffe aus Afrika auf dem ursprünglichen Niveau belassen hätte, gäbe es heute keine Schuldenkrise für die afrikanischen Länder.

<sup>24</sup> Die Terms of Trade beschreiben das Austauschverhältnis der exportierten Waren eines Landes zu den importierten (Michler (36) S. 139)

<sup>25</sup> Vergl. Lexikon Dritte Welt (34) S 361

<sup>26</sup> Hierzu: George (17) S 239 ff, S 250 ff

In die Spitäler werden von der Regierung plötzlich keine Medikamente und kein Material mehr geliefert. Eine normale Patientenbetreuung kann nicht mehr stattfinden. Der Patient sieht sich gezwungen, das Nötige für seine Behandlung in privaten Apotheken einzukaufen, bevor überhaupt an eine Behandlung gedacht werden kann. Wird jemand zur Notfalloperation eingeliefert, drückt der Arzt den Angehörigen eine Liste in die Hand, auf der folgendes aufgeführt ist: drei Paar Operationshandschuhe, zwei Skalpellklingen, zwei Plastikspritzen, chirurgischer Nähfaden, Narkosemittel, Antibiotika usw.. Erst wenn alles gekauft ist, wird der Patient operiert. Bei gewissen Notfällen, beispielsweise bei einem Kaiserschnitt, kann lebenswichtige Zeit verstreichen, so dass der Patient die Einkaufstour seiner Familie nicht überlebt. In den staatlichen Spitälern von Zaire muss man nicht nur solchen Listen Genüge tun, sondern auch die Operationsgebühren im Voraus bezahlen.

Ähnliches passiert mit den Schulen. In den meisten afrikanischen Ländern war nach der Unabhängigkeit der Unterricht gratis. Die jungen Staaten wollten die Alphabetisierung ihrer Bevölkerung vorantreiben. Doch langsam wurden die Schrauben zugezogen. In vielen Ländern, beispielsweise in Zaire, wurde zuerst für die Sekundarschulen Schulgeld verlangt. Dann mussten die Primarschüler ihre Hefte, Kugelschreiber und Bücher selbst bezahlen, und schliesslich wurden auch von ihnen Schulgebühren gefordert. Auch wenn diese nur zwei bis drei Dollar pro Jahr und Kind ausmachen, wird für einen Bauern, der im Monat kaum mehr als zehn Dollar verdient, die Schule ein teures Unterfangen. Abgesehen davon kann er seine Kinder für die Mitarbeit auf den Feldern nur schwer entbehren. Als Folge der Strukturanpassung gehen viele Kinder nicht mehr zur Schule.

Die Abwertung des nationalen Geldes drückt schwer auf der Bevölkerung. Ein Spezialarzt und Dozent an einer äthiopischen Universitätsklinik verdiente im Jahre 1992 monatlich 1'650 Birr bei einem Wechselkurs von 2 Birr für einen US Dollar. 1994 betrug der Wechselkurs bereits mehr als sechs Birr für einen Dollar, der Monatslohn des Arztes war damals aber nur um 50 Birr angestiegen. Ein Stethoskop, ein Blutdruckapparat oder ein medizinisches Buch aus dem Ausland waren für den Arzt jetzt unerschwinglich.

Noch drastischer waren die Verhältnisse für die unteren Einkommen. Der gesetzlich festgelegte monatliche Mindestlohn lag 1994 bei 110 Birr, also bei 18 US Dollars. Während die Abwertung des Dollars seit 1992 300 % überstieg, betrug in der gleichen Zeit die Lohnerhöhung für die unteren Einkommen lediglich 120 bis 180 %. Gleichzeitig stieg der

Preis für das Grundnahrungsmittel Tef<sup>27</sup> um 260 % (von 1, 5 auf 4, 0 Birr pro Kg) und für Zucker um 330 % (von 3 auf 10 Birr pro Kg).

In andern afrikanischen Ländern liegen die Verhältnisse ähnlich. Infolge der Verarmung und der Verelendung der Durchschnittsbevölkerung dieser Länder kommt es immer wieder zu sozialen Unruhen, die von den herrschenden Cliquen blutig niedergeschlagen werden.

Nie verlangt der IWF eine Kürzung der Militärausgaben als Strukturmassnahme (51), obgleich Waffenkäufe der afrikanischen Länder nicht wenig zu deren Verschuldung beigetragen haben. Warum sollte der IWF auch? Waffenexporte sind ein profitables Geschäft für den Westen, und kaum einer der afrikanischen Potentaten würde einer Beschränkung der Waffen für seine Armee zustimmen. Armeen werden in Afrika kaum je zur Verteidigung der Landesgrenzen gegen äussere Feinde eingesetzt. Wer über die Armee verfügt, dem gehört Macht und Reichtum im Landesinnern. Von 1962 bis 1982 haben sich die Grosswaffenlieferungen der Industrieländer an die Entwicklungsländer versechsfacht (51). Die Militärausgaben der Entwicklungsländer sind von 1960 bis 1987 dreimal schneller gewachsen als die der Industrieländer.<sup>28</sup> Die Basisgesundheitsversorgung und die Schulbildung hingegen sind für unzählige Menschen in Afrika (und auch in einigen Ländern Südamerikas) kaum mehr bezahlbar.

Ebensowenig fordert der IWF bei seinem Diktat eine Verbesserung der Menschenrechte, eine Verhinderung von Amtsmissbrauch und Korruption oder ähnliche Massnahmen (21). Von den politischen „Eliten“, deren jahrelange Misswirtschaft eine der Hauptursachen der Verschuldung der Entwicklungsländer ist, werden bei Strukturanpassungen keine grossen Opfer verlangt. Durch ihre Hände sickert das Geld, das dem Staat als Kredit gewährt wurde, und das die Hauptstadt oft nicht verlässt. Das Nachsehen haben die Bauern und die übrigen Armen. Auch die Steuern werden auf die breite Bevölkerung abgewälzt. Die „Eliten“ werden kaum oder überhaupt nicht besteuert (29). Ihr Reichtum wächst, während das breite Volk immer ärmer wird.

Die reiche „Elite“ schafft die zusammengerafften Gelder über geheime Kanäle ausser Landes und legt sie in einem Industrieland - beispielsweise in der Schweiz - an. Die vom IWF

---

<sup>27</sup> Tef ist eine Getreideart, aus der Injera, der tägliche Brotfladen in Äthiopien, zubereitet wird.

<sup>28</sup> Jeune Afrique No. 1745, 16. - 22.6.1994, S. 55. Die Militärausgaben der schwarzafrikanischen Staaten sind allerdings relativ gering, wenn man sie mit denen anderer Staaten, beispielsweise mit den Militärausgaben der nordafrikanischen Staaten oder mit denjenigen Südafrikas zur Zeit des Apartheidregimes vergleicht. (36, S 338 f.), doch gemessen an den staatlichen Reserven sind sie immer noch viel zu hoch.

erzwungene Geldabwertung geht damit mehr oder weniger spurlos an den „Eliten“ vorüber. Ihre Fluchtgelder sind und bleiben jedoch Teil der Staatsschulden. Weder wird das Geld vor Ort investiert, noch für Subventionen zugunsten der Bevölkerung verwendet. Wie ein Damoklesschwert hängen die Schulden wegen der illegal gerafften und illegal ins Ausland geschafften Summen über der verarmten Bevölkerung des Drittweltlandes.

Das Privatvermögen des Präsidenten von Zaire, des grössten schwarzafrikanischen Staates, wird auf vier bis fünf Milliarden US Dollars geschätzt und wäre damit fast so gross wie die Staatsschuld des Landes.<sup>29</sup> Dennoch gewährte der IWF diesem Präsidenten immer wieder neue Umschuldungen und verlangte dafür die üblichen Strukturanpassungen. Unter anderem kam es dabei zur Entlassung von siebentausend Grundschullehrern<sup>30</sup>, von denen jeder kaum mehr als zwanzig US Dollars im Monat verdient hatte.

#### **f. Grossprojekte**

Grossprojekte, die über Regierungen oder Suborganisationen der UNO, über die EG oder über die Weltbank abgewickelt werden, sowie die direkte Finanzhilfe in Form von Krediten und Umschuldungen, haben in der Dritten Welt mehr zur Unterentwicklung und zur Zerstörung der Umwelt als zur Entwicklung beigetragen.

Der Schweizer Entwicklungsexperte Toni Hagen hat weltweit 230 Entwicklungsprojekte analysiert. Seine Analyse zeigt, dass 62 % der bilateralen, 70 % von der Weltbank, 73 von der UNO und über 90 % von der EG finanzierten Projekte eine Fehlleistung waren oder gar für Bevölkerung und Umwelt erheblichen Schaden stifteten. Nur die Privatindustrie mit 92 % und Nichtregierungsorganisationen (NRO) mit 81 % ihrer Projekte weisen ein positives Resultat auf.<sup>31</sup> Trotzdem wird weiter Geld in Grossprojekte und in Staatskredite gepumpt. Die Zerstörung der Umwelt und die Verelendung der Bevölkerung Afrikas nehmen zu. Der soziale Unterschied zwischen kleinen „Eliten“ in den Städten und einer riesigen armen Land- und Slumbevölkerung vergrössert sich.

Um den Mythos der „Entwicklungshilfe“ wird an internationalen Seminaren, Tagungen und Banketten weiter herumdebattiert, ohne dass jemand den Begriff „Entwicklung“ und damit den Sinn der „Entwicklungshilfe“ hinterfragen würde.

---

<sup>29</sup> Vergl. George (17), S 147

<sup>30</sup> Vergl. Hancock (21), S 269/70 und George (17), S 150

<sup>31</sup> Vergl. Hagen (20), S 94

Natürlich hütet man sich, den Ast abzusägen, auf dem man sitzt. Die Zehntausende von Funktionären der internationalen und nationalen Entwicklungsinstitute und Entwicklungsgremien wollen ihre Daseinsberechtigung nicht aufs Spiel setzen und nicht die Wahrheit an den Tag treten lassen, dass ein grosser Teil ihrer bisherigen Tätigkeit nicht nur als nutzlos, sondern als schädlich eingestuft werden muss. Von Funktionären mit fürstlichen Salären kann nicht verlangt werden, dass sie ihr Denken und ihre Arbeitsweise plötzlich umkrempeln und die zukünftige Entwicklungshilfe auf die bedürftigen und notleidenden Menschen der Dritten Welt ausrichten, indem sie mit der breiten Bevölkerung direkt zusammenarbeiten und auf deren Ideen und Erfahrungen eingehen. Es ist angenehmer, in klimatisierten Räumen der Hauptstadt mit Regierungsvertretern Verträge abzuschliessen und aus der Ferne irgendein Projekt zu überwachen, anstatt sich während Monaten eingehend mit der Landbevölkerung zu beschäftigen und deren Lebensbedingungen am eigenen Leibe zu erfahren. Und doch wäre das die Voraussetzung, um „Entwicklungshilfe“ sinnvoll zu gestalten.

#### **g. Nichtregierungsorganisationen (NRO)**

##### **Möglichkeiten und Herausforderung**

In Nichtregierungsorganisationen sind die finanziellen Mittel beschränkt und erlauben nur Projekte kleineren Umfangs. Die Partner im Empfängerland sind lokale Bevölkerungsgruppen, einheimische NRO's, Schulen, Kirchen und kaum je Regierungen, die höchstens nachträglich unter ein bereits abgemachtes Projekt eine offizielle Unterschrift setzen. Die zur Verfügung stehenden Finanzen gelangen auf direktem Weg ins Projektgebiet, wo sie von einem Projektleiter oder vom einheimischen Partner verwaltet werden. Dieser Partner sollte einen möglichst grossen eigenen Beitrag leisten, was er nur tut, wenn er das Projekt befürwortet und es als eigenes Werk anerkennt. Er ist für die Beschaffung lokaler Materialien und für die Arbeitskraft verantwortlich. Was viel Geld kostet und importiert werden muss, geht zu Lasten der ausländischen NRO. Beim Bau eines Gesundheitszentrums, einer Schule, einer Kirche beispielsweise schaffen die Einwohner Steine, Sand und Holz herbei und errichten selbst das Gebäude. Die ausländische Organisation liefert Zement, Dachbleche und Teile der Inneneinrichtung.

Eine andere Möglichkeit der direkten Hilfe ist die Bezahlung von Arbeitslöhnen, von denen ein Teil in einen gemeinsamen Fonds investiert wird. Aus diesem Fonds werden später

wichtige Anschaffungen, beispielsweise Ersatzteile, bezahlt, oder es kann Mitgliedern des Fonds, die in Not geraten sind, geholfen werden.

Der direkte Kontakt, die enge Zusammenarbeit mit den Nutzniessern und deren Eigenleistung sind die entscheidenden Faktoren für die Nützlichkeit und das Weiterbestehen eines Projektes. Deshalb sollten dessen Ausdehnung und dessen Kosten beschränkt sein. Der Entwicklungshelfer hat die einzigartige Gelegenheit, sich hautnah mit der Bevölkerung auseinanderzusetzen, ihre Strapazen zu teilen und mit ihr zusammen die täglichen Probleme zu lösen. Immer wieder kommt es vor, dass ein Entwicklungshelfer oder -experte von den Einheimischen lernen kann.

Entsteht beispielsweise an einem Auto ein Schaden, kann dieser von Europäern oft nur repariert werden, wenn sie ein entsprechendes Ersatzteil zur Verfügung haben. Sehr oft muss das Ersatzteil aus dem Ausland beschafft werden. Man müsste Monate warten und während dieser Zeit auf den Gebrauch des Autos verzichten - wenn es nicht einheimische Mechaniker gäbe!

Das für mich eindrücklichste Erlebnis stammt aus den peruanischen Anden. Es gab dort einen Kollegen, einen „doctor de las maquinas“, der Don Medardo hiess. Er war ein Indio mit einem gefurchten, gütigen Gesicht, das bis in die kleinsten Fältchen hinaus lachen konnte. Seine Werkstätte glich einem Trödelladen. Unbeschreiblich, was dort an Metallteilen, Blechen, Röhren, Stangen, Zahnrädern herumlag. Bei unserem neuen Mercedes Geländewagen war ein Teil der Motoraufhängung durch die Rüttellei auf den steinigten Pisten der Anden zerbrochen. Ein Ersatz des Aufhängers konnte nur aus Deutschland beschafft werden. Wir wären für mehrere Wochen ohne Auto gewesen. Medardo nahm das zerbrochene Teil, leimte es mit Araldit zusammen, bildete darum herum mit Sand eine Hohlform, schmolz über einem Holzkohlenfeuer ein Metallstück aus seiner Alteisensammlung und goss das flüssige Metall in die Hohlform. Der neue Motoraufhänger war fertig. Nach nur einem Tag Arbeit konnten wir den Mercedes wieder benutzen, bis der nächste Aufhänger zerbrach, aber nicht der von Medardo angefertigte, sondern wieder ein Originalstück aus Stuttgart.

Nicht weniger herausfordernd ist die ärztliche Arbeit. Kaum eine Woche vergeht, dass nicht ein Kranker mit einem Leiden auftaucht, das nicht in die Schablonen der medizinischen Lehrbücher passt, und das man vorher nie in ähnlicher Art gesehen hat. Als Arzt ist man meistens die erste und immer die letzte berufliche Instanz. Man ist gezwungen, sich in der



einen oder in der andern Richtung zu entscheiden. Kann oder wagt man eine Krankheit nicht zu behandeln, bleibt der Kranke ohne Hilfe.<sup>32</sup>

### **Schattenseiten**

Leider steht hinter der Zielsetzung und der Aufrichtigkeit vieler privater Hilfsorganisationen ein Fragezeichen. Es ist nicht schwierig eine Organisation zu gründen und zu behaupten, man sei auf Hilfe in der Dritten Welt spezialisiert. Es braucht nicht in erster Linie Idealismus und berufliche Kompetenz, sondern kaufmännisches Talent. Es braucht Listen mit Spenderadressen. Sie sind das Kapital einer Hilfsorganisation. Es braucht ein Geschick für „Public Relations“, für jene Art von Propaganda, die den Spendern das Geld aus der Tasche lockt. Für die Leiter vieler Hilfsorganisationen ist ihre Tätigkeit „Business“. Es wird etwas angeboten, das man für Geld kaufen kann. Angeboten wird Elend, Armut und Siechtum von Menschen in der Dritten Welt und das Versprechen, gegen diese Übel zu kämpfen, falls der Spender eine möglichst hohe Summe überweist.

Ist die Propaganda geschickt aufgebaut, wird im Spender ein Mitleids- und Schuldgefühl in Schwingungen versetzt, von dem er sich loskaufen kann. Unter dem Bild eines verhungerten, schmutzigen Afrikanerkindes, das die Händchen vorstreckt und mit grossen Augen auf den Betrachter starrt, steht beispielsweise: „Mit dem Geld, das Ihre Familie für ein Mittagessen braucht, können Sie dieses Kind einen Monat lang ernähren.“ oder: „Soll dieses Kind verhungern? Sie können das verhindern.“

Was nachher mit dem Geld geschieht - mit Tausenden von Franken, Mark oder Dollars - ist eine andere Frage. Sicher geht etwas davon in das vermarktete Projekt, aber wie viel? Bei einem guten Hilfswerk<sup>33</sup> sind es mindestens fünfundsiebzig Prozent der gespendeten Beiträge. Die Verwaltungskosten sollten einen Drittel derselben nicht übersteigen. Verwaltungskosten umfassen Löhne der Angestellten, Büromiete, Büromaterial, Dienstauflagen (Transport- und Reisekosten, Essenszulagen, „per diem“, Taschengeld usw.), Drucken und Versand von Werbeschriften.

Niemals weniger als sechszwanzig Prozent der Spenden sollten also den armen Leuten im Projektgebiet zugutekommen. Darin sind aber auch die Löhne und Reisekosten des

---

<sup>32</sup> Vergl. Steiner (49), S 22, 23, 95

<sup>33</sup> Über die „Güte“ eines Hilfswerks, also über seine „Spendenwürdigkeit“, entscheidet in Deutschland das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) in Berlin, in der Schweiz die Zentralkunftsstelle für Wohlfahrtsunternehmungen (ZEW) in Zürich.

Projektpersonals und Materialeinkäufe im Geberland enthalten. Manchmal werden auch Ausgaben zu den Projektkosten gerechnet, die mit dem eigentlichen Projekt nichts zu tun haben. Im Falle einer mitteleuropäischen Hilfsorganisation figurierte in der jährlichen Abrechnung eine Rubrik „Projektnebenkosten“ von rund dreihunderttausend Mark, die nichts anderem entsprachen als den Lohnvergütungen, den Bürokosten, sowie den Dienstauslagen des geschäftsführenden Vorsitzenden, der sich in einer europäischen Hauptstadt als vielbeschäftigter Mann aufspielte, lange internationale Telefongespräche führte und sehr gerne mit Regierungsvertretern, Botschaftsangestellten und Mitgliedern anderer Organisationen in guten Restaurants dinierte und die Auslagen für diese Aktivitäten „Projektnebenkosten“ nannte.

### **Kinderpatenschaften**

Über Kinderpatenschaften kommt viel Geld zusammen. An eine spendenwillige Person in einem westlichen Land werden Personalien, Foto und Lebensgeschichte eines armen Drittweltkindes verkauft. Der Pate oder die Patin, nennen wir sie beispielsweise „Frau Müller“, spendet dem Jungen in Afrika, nennen wir ihn „Kubu“, fünfundvierzig Franken oder fünfzig Mark oder dreissig Dollar monatlich. Dieses Geld wird allerdings nicht dem Knaben Kubu ausbezahlt, sondern vorerst an die Patenschaftsorganisation überwiesen. Bei fünfundvierzig Franken pro Kind sammeln sich im Jahr bei zweitausendfünfhundert Kindern 1'350'000 Franken. Mit einer solchen, jährlich eingezahlten Summe liesse sich mein ehemaliges Projekt in Zaire, darunter drei Spitäler, vierzehn medizinische Aussenstationen und Zuschüsse für fünfzehn Primarschulen, in denen die zweitausendfünfhundert Kinder lernten, zwei Jahre lang finanzieren.

Leider erreicht bei einigen Patenschaftsorganisationen nur ein geringer Teil des von Frau Müller gespendeten Geldes den kleinen Afrikanerjungen Kubu. Manchmal sind es weniger als zwanzig Prozent, manchmal überhaupt nichts. An Kubu, dessen Vater monatlich einen Bruchteil der für seinen Sohn gespendeten Summe verdient, wird ohnehin nie Geld ausbezahlt.

In dem mir bekannten Patenschaftsprojekt zahlte man dem Kind die Schulgebühren, die jährlich fünf Franken betragen. Dann bekam es jedes Jahr eine lokal geschneiderte Schuluniform im Wert von fünfzehn Franken, Hefte und Bücher für den gleichen Betrag und freie ärztliche Behandlung bei Erkrankung. Für diese „Behandlung“, über die man (bei 2'500 Patenschaften) die Finanzierung von zwei Dritteln des medizinischen Projekts sicher stellte,

belastete man Frau Müller mit zweihundert Franken jährlich. Für einige Schulen wurden neue Unterrichtsräume gebaut. Ein Raum für sechzig Kinder kostete zehntausend Franken. In einem Jahr konnten sechs Schulräume erstellt werden. An diese zahlte Frau Müller rund fünfundzwanzig Franken, sowie weitere zehn Franken für allgemeines Schulmaterial, Schulfeste etc. Damit war genau die Hälfte der von Frau Müller (und den übrigen Paten) gespendeten Beträge aufgebraucht. Rechnet man die maximal erlaubten dreiunddreissig Prozent für die Verwaltungskosten der Organisation dazu, blieben dieser pro Kind und Monat immer noch siebeneinhalb Franken für „andere Zwecke“, was bei 2'500 Kindern jährlich 225 000 Franken ausmachte.

Patenschaftsprogramme laufen fast immer über Primarschulen. Das erleichtert die Organisation und die Erreichbarkeit der Kinder. Kleinkinder sind in einem solchen Programm nicht eingeschlossen. Auch lassen sich nie für alle Kinder einer Schulklasse Paten finden. So werden einige Kinder gegenüber den andern bevorzugt, was für die Beziehungen zwischen den Kindern kaum förderlich ist.

Für einen erfahrenen Wirtschaftsprüfer ist es manchmal schwierig, der Verwendung von gespendeten Summen überall nachzuspüren.

Eine amerikanische Organisation hatte sich ein Imperium von „Affiliates“ in England, Frankreich, Holland, Deutschland, der Schweiz, Australien, Neuseeland und Kanada aufgebaut. Die von den Affiliates gesammelten Gelder wurden alle in einen „Pool“ nach den USA überwiesen, aus dem man dann die Projekte finanzierte. Durch Vermischung im Pool verlor sich die ursprüngliche Bestimmung der gespendeten Summen. Im Laufe der Jahre sind einige Leute bei dieser Organisation reich geworden. Es war ein „Charity Business“, das sich lohnte.

### **Kompetenzprobleme**

Verglichen mit internationalen und staatlichen Organisationen oder der Industrie zahlen private Hilfsorganisationen geringe Löhne. Die meisten Entwicklungshelfer lockt etwas anderes als die gute Bezahlung. Dazu gehört die Verantwortung und Herausforderung, die auf sie zukommt, die schöpferische Arbeit, der Kontakt mit den Menschen einer anderen Kultur, die Abenteuer in einem fremden Land, das Erlebnis noch weitgehend unberührter Landschaften. Leute, die die eigentliche Entwicklungsarbeit an vorderster Front leisten, sind nicht selten gut motivierte, faszinierende und beruflich hoch qualifizierte Persönlichkeiten.

Anders verhält es sich mit den Angestellten einer Organisation, die am Haupt- oder Nebensitz Verwaltungsaufgaben erfüllen. Für diese Leute entfallen der Reiz und die Herausforderung der Feldarbeit. Für sie gibt es keine Abenteuer, ausser ab und zu eine Blitzvisite in einem Projekt, einen Kurzaufenthalt im feuchtwarmen Klima, ein Heraustreten in die Unannehmlichkeiten und in die primitive Alltäglichkeit eines Entwicklungslandes, mehr Plage und Opfer, für das sie sich mit einem ansehnlichen „per diem“ und dem Luxus eines Hilton, Sheraton oder Intercontinental in der Hauptstadt entschädigen lassen.

Ihre beruflichen und menschlichen Qualifikationen sind oft zweit- oder dritrangig. Die meisten haben keine Erfahrung in der Entwicklungshilfe. Sie haben sich bei einer Entwicklungsorganisation gemeldet, weil sie keine andere Arbeit gefunden haben und gezwungen sind, eine relativ schlecht bezahlte Stelle anzunehmen. Es sind oft Leute, denen das Elend und die Armut der Menschen in der Dritten Welt keine Herzensangelegenheit ist, die keine Begeisterung für die ideellen Ziele einer Hilfsorganisation mitbringen, die aber wohl wissen, dass dort auf die eine oder andere Art Geld zu machen ist.

Sitzen solch drittklassige Leute einmal fest, sind sie kaum mehr wegzubringen. In einem mir bekannten Fall war der Geschäftsführer gleichzeitig Präsident der Aufsichtskommission, also Ausführer und Überwacher in einer Person. Obgleich er für diese Position nicht die beruflichen Voraussetzungen mitbrachte, und Leute um sich hatte, die eine bessere Ausbildung und mehr Erfahrung hatten als er, liess er sich von niemandem etwas sagen. Eigenmächtig entschied er über alle Köpfe hinweg. Kritisierte ihn einer der Angestellten und wies auf Fehler und Unregelmässigkeiten in seiner Geschäftspraxis hin, wurde er fristlos entlassen. Andere Mitarbeiter zogen sich angewidert zurück. Erst als jemand die staatlichen Aufsichtsstellen auf das gesetzwidrige Gebaren des geschäftsführenden Vorsitzenden aufmerksam machte, wurde ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet. Solange dieses Verfahren nicht abgeschlossen ist, sitzt der geschäftsführende Präsident auf seinem Thron und entscheidet über die gespendeten Gelder, wie er allein es für richtig hält.

Oft sind den Fachleuten, die im Feld arbeiten, unqualifizierte und unerfahrene Verwaltungsleute übergeordnet, die sich das Recht nehmen, sich in den Ablauf des Projektes einzumischen. Die Nachteile solcher Einmischung fallen auf die Projektleiter zurück, die sich das selbstherrliche Gebaren der Bürokraten gefallen lassen müssen. Besonders frustrierend ist es, wenn diese am Tisch zu Hause beschliessen, im Projekt alles umzukrempeln, ohne dass sie

das Projekt und die Schwierigkeiten, mit denen man an Ort und Stelle zu kämpfen hat, überhaupt kennen.

### **Selbsterlebtes**

Ich selbst habe eine derartige Erfahrung gemacht. Nachdem ich das Projekt in Zaire drei Jahre lang geleitet und schon vorher acht Jahre in anderen Ländern als Projektverantwortlicher gearbeitet hatte, setzte man mir zwei Leute vor die Nase, die zwanzig Jahre jünger und in jeder Beziehung weniger qualifiziert waren als ich. Der eine war ein „High School Drop Out“<sup>34</sup> ohne Berufsausbildung, und ohne je einen Tag in einem Entwicklungsprojekt gearbeitet zu haben. Als Sohn des Gründers der Entwicklungsorganisation war er plötzlich zum Präsidenten derselben ernannt worden. Der andere trug den wohlklingenden Titel eines „Field Directors“. Auch er hatte keine Berufsausbildung und lediglich eine zweijährige Felderfahrung in einem afrikanischen Land.

Aus persönlichen, nicht aus objektiven Gründen fingen sie an, von Amerika aus mein Projekt zu kritisieren. An der eigentlichen Projektarbeit hatten sie nichts auszusetzen. Was sie störte, war meine Autorität über das Projekt und meine Eigenmächtigkeit. In der Tat weigerte ich mich, alle ihre unangemessenen Weisungen, deren nachteiligen Einfluss auf das Projekt ich voraussah, zu befolgen. Unter anderem war es ihnen ein Dorn im Auge, dass ich, ohne sie zu fragen mit Geldern, die ich von privater Seite erhalten hatte, eine Schule für Krankenschwestern und Hebammen errichtete. Die Notwendigkeit für eine solche Schule war vorhanden, und der Unterricht an dieser Schule war sehr gut. Doch darum ging es den beiden Jungen gar nicht.

Nachdem ich das Projekt sieben Jahre lang geleitet hatte, teilten sie mir eines Tages in einem Brief mit, ich sei ihnen immer noch zu autoritär und sie hätten deshalb einen andern zum Projektdirektor bestimmt, ich könne aber zu den gleichen Bedingungen als ärztlicher Berater weiterarbeiten. Der neue Direktor war Agronom und stammte aus Surinam. Er hatte keine Afrikaerfahrung. Er verstand nichts von Medizin. Selbstverständlich kündigte ich.

Leider hatten sich die zwei Jungen mit der Wahl des neuen Projektdirektors vertan. Der Surinamese bildete mit einem afrikanischen Unternehmer, der durch Diebstahl und Schmuggel von Autos reich geworden war, und mit dem früheren Personalchef, den man vorher entlassen und jetzt wieder eingestellt hatte, ein Triumvirat, das sich daran machte, das

---

<sup>34</sup> Ein Drop-Out ist jemand, der wegen ungenügender Leistungen die Schule nicht beendet hat.

Projekt zu plündern und zu zerstören. Unter Ausnützung der Zollfreiheit der Entwicklungsorganisation wurden Waren zu kommerziellen Zwecken aus Südafrika importiert. Qualifiziertes afrikanisches Personal, darunter fast alle Ärzte, wurde ohne ausreichende Gründe entlassen. Material und Medikamente wurden entwendet. Die Projektarbeit versandete.

Erst als die Aufsichtskommission der Organisation deren jugendlichen Präsidenten wegen Unfähigkeit im Amt entlassen und der „Field Director“ gekündigt hatte, erst als ein erfahrener Manager die beiden Jungen abgelöst hatte, besserten sich die Verhältnisse. Das Triumvirat wurde entmachtet, der Surinamense wurde geschasst und die von ihm entlassenen Leute wieder eingestellt. Seither wird wieder wie früher gearbeitet. Die Plünderungen und die Zerstörungen sind jedoch nie mehr rückgängig gemacht worden.

#### **h. Gegenseitige Entwicklung**

Kehren wir zur Definition von Entwicklung zurück: Entwicklung meint das Hervorholen und Fördern von bereits angelegten Möglichkeiten, Eigenschaften und Kräften.

Warum bilden wir Europäer und Amerikaner uns eigentlich ein, wir hätten unsere Anlagen bereits voll zur Entfaltung gebracht und beim Afrikaner wäre alles, was er Wertvolles besitzt, gewissermassen noch embryonal verborgen? Könnte es nicht sein, dass bei uns ebenso viel versteckt wäre und hervorgebracht werden müsste oder gar, dass viele unserer Fähigkeiten sekundär wieder verschüttet, also „zugewickelt“ worden wären und jetzt einer neuen Entwicklung harren? Wäre es nicht möglich oder gar nötig, dass wir uns, Europäer und Afrikaner, gegenseitig entwickeln sollten und jeder dem andern bei seiner Entwicklung helfen könnte? Hat uns der Afrikaner nicht auch etwas zu geben, zu lehren, zu helfen?

#### **Eigene Erfahrungen:**

Aus meiner persönlichen Erfahrung muss ich betonen, dass ich mich durch mein Zusammenleben mit Afrikanern genauso oder vielleicht noch mehr entwickelt habe, als ich die Afrikaner entwickeln konnte. Für mich war Entwicklung bald einmal ein gegenseitiger Prozess, ein gemeinsamer Austausch von Erfahrungen, von Wissen, aber auch von seelischen Vorgängen. Was mir die Afrikaner an Zuneigung, an Herzlichkeit und an natürlicher Weisheit geschenkt und dadurch in mir etwas geweckt - oder eben „entwickelt“ - haben, wiegt das auf, was ich ihnen an technischem Wissen, an beruflicher Erfahrung oder gar an Geld und

Material geben konnte. Ich möchte sogar behaupten, dass Geld und mit Geld bezahlte Güter bei der gegenseitigen Entwicklung eher eine untergeordnete Rolle spielten. Wir haben uns nicht wegen Geldtransfers oder Anhebung des Bruttosozialproduktes entwickelt, sondern weil wir zueinander in menschliche Beziehung traten, in eine Beziehung, die auf gleicher Ebene zwischen uns wirkte.

Als Arzt und als Chirurg war ich den Afrikanern um einiges voraus. Nicht weil ich eine weisse Haut hatte, sondern weil ich eine umfassende berufliche Erfahrung mitbrachte und meistens auch um einige Jahre älter als meine Mitarbeiter war. Als Menschen hingegen waren wir uns ebenbürtig. Ich hatte bald einmal gemerkt, dass ich den Afrikanern nichts vormachen konnte. Ich wurde von ihnen durchschaut und akzeptiert, wie ich war, mit meinen Stärken und mit meinen Schwächen, mit meinen guten und mit meinen schlechten Gewohnheiten.

Im Westen wird man sehr oft mit der Rolle identifiziert, die man in der Gesellschaft zu spielen gelernt hat. Manch einer versteckt sein Menschsein hinter seiner Rolle und wagt nur selten hervorzutreten.

Die Afrikaner haben mir von Anfang an Gelegenheit gegeben, zu tun und zu lassen und mich zu bewegen, wie ich wollte. Es gab kein Misstrauen und keine versteckte Feindseligkeit, wie ich diese an andern Orten, beispielsweise zu Beginn meiner Tätigkeit in den peruanischen Anden, erlebt habe. Auch bei den Indios hat sich später das gegenseitige Verhältnis gebessert und ist offen und herzlich geworden, aber ich hatte eine Mauer der Voreingenommenheit und der Abwehr zu überwinden. In den ländlichen Gebieten Afrikas fühlte ich mich vom ersten Tag an zuhause und willkommen.

Was habe ich als Entwicklungshelfer an die Afrikaner weitergegeben? Dass ich als Arzt mehrere Kranke geheilt, andere vom Krüppeldasein bewahrt und wenigen auch des Leben gerettet habe, darf wohl kaum als „Entwicklungshilfe“ bezeichnet werden. Für Gesundheitsstrategen der internationalen Organisationen sind solche Samariterdienste Tropfen auf einen heissen Stein und kein Beitrag an die Entwicklung der allgemeinen Gesundheitslage.

Während meiner sieben Jahre in Zaire habe ich neben der chirurgischen Arbeit auch die Basisgesundheitsversorgung für 250'000 Menschen, die auf einem Gebiet von der Grösse der Schweiz leben, eingerichtet. Unter meiner Leitung wurden zwei Spitäler gebaut und ein ehemaliges Kolonialspital wieder in Betrieb genommen, sowie vierzehn Gesundheitszentren

in Dörfern erstellt, die als Ausgangspunkt für die Gesundheitsversorgung der ländlichen Gebiete dienten. Diese war in zehn Sektoren gegliedert:

Kleinkinderklinik für Kinder bis zu fünf Jahren, Impfungen solcher Kinder, Betreuung schwangerer Frauen, Geburtshilfe, Verbesserung der Ernährung vor allem für die Kinder, Trinkwasser- und Umweltsanierung, Familienplanung, Tuberkulose- und Leprabetreuung, Kurativmedizin, Fortbildung des Sanitätspersonals.

Zur Verbesserung der Ernährung arbeiteten wir mit einheimischen Agrotechnikern zusammen, die die Dorfbewohner im Anbau von Soja und Gemüse unterwiesen. Zur Trinkwassersanierung bauten wir Quellfassungen oder schaufelten Ziehbrunnen. Gleichzeitig wurde in fünfzehn Primarschulen ein Patenschaftsprogramm durchgeführt, das den Unterricht verbesserte und die Unterweisung in Hygiene und Gemüseanbau förderte. Im Projektgebiet war ich nach 1985 der einzige Ausländer. Meine dreihundert Mitarbeiter waren Afrikaner, darunter vier Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger, Bauleute, Agrotechniker, Verwaltungs- und Hilfspersonal.

Das Projekt kostete im Jahr rund siebenhunderttausend Schweizer Franken, ein kleiner Betrag, wenn er mit den Gesundheitskosten im Westen verglichen wird, für eine private Organisation aber eine ansehnliche Menge Geld. Es war schwierig, diese Kosten zu senken, da der zairische Staat nichts beisteuerte und wir für sämtliche Löhne aufkommen mussten. Erst im letzten Jahr, nach mehreren Vorsprachen in den Ministerien der Hauptstadt, hat der Staat zehn Prozent der Lohnkosten übernommen, und auch nur deshalb, weil unser Projekt den Richtlinien des zairischen Gesundheitsministeriums folgte. Wir waren zweitausend Kilometer von Kinshasa entfernt. Dort kümmerte sich niemand darum, was draussen im Busch geschah. Wenn wir in der Hauptstadt auftauchten und uns an Regierungsbeamte wandten, war eine ihrer ersten Fragen: „Et nous, nous mangeons quoi?“<sup>35</sup> Sie erwarteten von uns den üblichen Matabisch.<sup>36</sup>

Habe ich mit diesem Projekt meine afrikanischen Mitarbeiter und die Leute in den Dörfern entwickelt? Wenn ich ernsthaft nach einer Antwort suche, komme ich zum Schluss, dass ich eine hochnäsige, wenn nicht impertinente Frage stelle. Ich hatte nämlich nie das Gefühl, es mit „Unterentwickelten“, sondern mit Menschen zu tun zu haben, die arbeiten und dabei etwas lernen wollten. Ich habe mein medizinisches Können weitergegeben. Ich habe Ärzte zu

---

<sup>35</sup> „Und wir, was essen wir?“

<sup>36</sup> Bestechungsgeld oder Trinkgeld



guten Chirurgen ausgebildet und ihnen bei der Führung der Krankenhäuser geholfen. Andererseits habe ich von den zairischen Agrotechnikern und von den Bauern viel über Ackerbaumethoden in Afrika gelernt. Gemeinsam haben wir anhand der Literatur und nach kurzer Ausbildung durch einen amerikanischen Wasserbauingenieur die Sanierung von Trinkwasser in mehreren Dörfern durchgeführt.

Es war eine Arbeit auf Gegenseitigkeit. Es war eine Arbeit, bei der wir gemeinsame Lösungen suchten. Bei einigen Afrikanern habe ich allerdings etwas geweckt, etwas „entwickelt“, das ich das ärztliche oder pflegerische Verantwortungsgefühl nenne.

Es hatte mich gestört, dass die medizinische Arbeit von vielen Ärzten, Schwestern und Pflegern wie irgendein Job verrichtet wurde, ohne dass den Patienten besondere Aufmerksamkeit oder Hingabe gezollt wurde. Mehr als das Nötigste wurde nicht getan. Auf ziemlich direkte Art versuchte ich, „l’amour pour le malade“ in meinen Mitarbeitern zu wecken. Bei einigen ist es mir gelungen, weil die Anlage dazu vorhanden war, sie sich bisher aber nicht getraut hatten, dieser Bedeutung beizumessen oder ihre Gefühle offen zu zeigen.

Ich erinnere mich an einige Schwestern und Pfleger in Zaire. Ich erinnere mich auch an einige Hilfsschwestern in Gabun und nicht zuletzt an meine ehemalige Oberschwester in Peru.

Mehrere Jahre nachdem ich das Albert Schweitzer Spital verlassen hatte, besuchte ich einige meiner ehemaligen Hilfsschwestern, die jetzt in dem modern eingerichteten Spital „Jeanne Ebori“ in Libreville arbeiteten. Eine dieser jungen Frauen beklagte sich, dass nach den Operationen die Patienten im Gang abgestellt würden und sich niemand um ihre Nachbehandlung kümmere. „Aber es kann doch jederzeit eine lebensgefährliche Komplikation auftreten!“ rief ich. Die Schwester schaute mich mit ihren leuchtenden schwarzen Augen an und erwiderte: „Wir kümmern uns, Docteur, wir, denn Sie haben uns beigebracht, dass man einen Patienten nie im Stich lässt.“

Als ich Peru endgültig verliess, war auch meine ehemalige Oberschwester aus dem Spital Coina - Juana hiess sie - am Flughafen von Trujillo erschienen, um sich von mir zu verabschieden. „Doctor,“ sagte sie, als sie mir die Hand drückte, „falls Sie je nach Peru zurückkommen, will ich wieder mit Ihnen zusammen arbeiten. Sie haben uns eine andere Haltung den Patienten gegenüber vorgelebt, eine menschlichere, als wir es von unseren Ärzten gewohnt sind. Ich danke Ihnen!“

Wenn ich etwas in den „unterentwickelten“ Menschen der Dritten Welt „entwickelt“ habe, ist es die menschlich engagierte Haltung den Kranken gegenüber. Alles andere, beispielsweise meine chirurgische Technik und Eingriffe, sind zweitrangig. Auch die Rolle des investierten Geldes ist zweitrangig. Natürlich braucht es Geld für Medikamente und für Material, um ärztlich arbeiten zu können, aber eigentliche Entwicklung ist - ich wiederhole - weder eine Frage von Geld noch von Bruttosozialprodukten. Entwicklung ist ein zwischenmenschlicher Vorgang, ein gegenseitiger Austausch, an dem mindestens zwei, die sich gegenseitig entwickeln, beteiligt sein müssen.

### **i. Schranken für die „Entwicklungshilfe“**

Eigentliche Entwicklung kann nicht generalisiert und vorprogrammiert werden, da sie auf vorhandenen Anlagen aufbaut, die die Richtung der Entwicklung bestimmen. „Entwicklungshilfe“ jedoch, so wie sie heute betrieben wird, hat sich längst als feste Institution und als Wirtschaftsfaktor etabliert. Zu viele Leute hängen von ihr ab, nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch in internationalen, nationalen und in Nichtregierungsorganisationen. Niemand weiss genau, was eigentlich mit Entwicklungshilfe erreicht werden soll. Ihre Zielsetzung schwebt auf Wolken. Um so mehr wird gewurstelt und experimentiert. Um so mehr entschuldigt und übersieht man Fehlschläge. Das geschieht auf Kosten einer Bevölkerung, die bis anhin meistens friedlich auf ihrer „primitiven Entwicklungsstufe“ gelebt hat und jetzt plötzlich zu einem Verhalten gezwungen wird, das ihr nicht entspricht.

Manchmal lässt sich die Bevölkerung allerdings doch überzeugen, dass Entwicklung für sie gut sei, besonders wenn sie davon materielle Vorteile erhofft. Fast alle Afrikaner glauben, dass wir Weisse über viel Geld verfügen, von dem immer jenen etwas zufällt, die es richtig machen. „Richtigmachen“ heisst das tun, was die Weissen erwarten, in der Entwicklungshilfe also mitzuarbeiten und das Projekt so durchzuführen, wie es die Weissen geplant haben und nicht so, wie es in den Ideen der Afrikaner richtig wäre. Für einen Aussenstehenden ist es schwierig, diese Ideen kennenzulernen. Jahrzehntlang wurde den Schwarzen eingehämmert, dass ihre Zivilisation primitiv sei, und dass nur die Weissen wüssten, wie man Leben und Umwelt meistern könne.

Viele Afrikaner wagen es nicht, sich frei zu äussern. Freie Meinungsäusserung ist auch innerhalb der eigenen sozialen und politischen Struktur nicht üblich. Höher gestellte

Afrikaner dulden weder Kritik noch Fragen von denen, die ihnen unterstellt sind. Nicht einmal an der Universität ist es üblich, Fragen zu stellen, wie ich das als akademischer Lehrer in Äthiopien erfahren musste. Erst als ich meinen Studenten mehrmals erklärte, dass aufgeworfene Fragen bewiesen, dass sich jemand mit dem Lehrstoff auseinander gesetzt hätte und somit der bessere Student sei als jener, der stumm dasitze und alles brav aufschreibe, was ich vortrage, erst dann getrauten sich die Studenten Fragen zu stellen und ihre Meinung zu äussern.

Ein Projekt, das den Afrikanern von aussen aufgezwungen wird, in das sie weder eigenes Geld noch eigene Arbeitskraft investiert haben, bleibt liegen und zerfällt, sobald die Hilfe aus dem Ausland aufhört. Ein Projekt zerfällt aber auch, wenn es nach westlichem Muster organisiert ist und wie ein westliches Unternehmen funktionieren soll. Organisation und Planung, wie wir es im Westen gewohnt sind, liegen den Afrikanern nicht, egal ob es sich um einen kommerziellen oder industriellen Betrieb, um ein Krankenhaus oder um eine Schule oder um die staatliche Verwaltung handelt..

Ich habe in Afrika mit Ärzten zusammengearbeitet, die, was berufliches Wissen und praktische Geschicklichkeit angeht, ausgezeichnete Arbeit leisteten. Sobald es aber darum ging, die weitere Entwicklung ihres Spitals vor auszuplanen, ja nur schon Medikamente und Material für das kommende Jahr zu bestellen, brachten sie Vorschläge, die unrealistisch und undurchführbar waren. Meistens wurden Quantitäten bestellt, die weit über den durchschnittlichen Verbrauch hinausgingen und in keiner Beziehung zu den verfügbaren Finanzen standen. In der Personalplanung wurden mehr Leute vorgesehen, als nötig waren. Es wurde nie versucht, zwei nur zur Hälfte ausgelastete Stellen zu kombinieren, so dass beide von einer Person besetzt werden konnten.

Es war nicht möglich, den Verbrauch der für ein Jahr vorgesehenen Medikamente dergestalt zu organisieren, dass die Medikamente über das ganze Jahr hinweg verfügbar gewesen wären. Immer waren die Medikamente - unabhängig von der anfänglichen Quantität - vor Ablauf des Jahres aufgebraucht. Es war schwierig, dem Verantwortlichen einer Spitalapotheke beizubringen, dass er drei Monate im Voraus informierte, wenn ein Medikament zu schnell aufgebraucht wurde, so dass man es hätte früh genug nachbestellen können. Von einem Tag auf den andern kam jeweils die Meldung, das betreffende Medikament sei jetzt nicht mehr vorhanden.

Vorausplanung, Beschränkung nach Verfügbarkeit der Mittel und regelmässige Kontrollen sind afrikanischen Chefärzten und Verwaltern zuwider. Analoge Beispiele lassen sich in kommerziellen und industriellen Unternehmen und in der staatlichen Verwaltung finden. Die Organisation solcher Betriebe ist immer mangelhaft. Alles geht nur schwierig oder verspätet oder überhaupt nicht vorwärts. Axelle Kabou schreibt dazu: „Wer je in Afrika gelebt und gearbeitet hat, weiss, dass die Probleme dieses Kontinents vor allem darin bestehen, dass es keine Organisation, keine Motivation, keine Kontrolle und eine ungenügende Produktion gibt...“<sup>37</sup>

Es ist schwierig, in Afrika etwas aufzubauen und dann zu hoffen, dass es in unserem Sinn, also nach westlichem Muster, funktionieren werde.

Ich habe mich schon oft gefragt, ob die Afrikaner überhaupt wollen, dass etwas so funktionieren soll, wie wir uns das vorstellen.

Jedenfalls ist die bisherige Entwicklungshilfe in Afrika gescheitert. Unter der Rechtfertigung „Entwicklungshilfe sei nötig“ ist einerseits viel Leid und viel Zerstörung von Toren, Besserwissern und Macht- und Geldhungrigen der Bevölkerung und der Umwelt Afrikas aufoktroiert worden. Andererseits fehlt es der Bevölkerung Afrikas an der Überzeugung und am Willen, sich in unserem Sinn und unter unserer Anleitung zu „entwickeln“. Es ist endlich Zeit, sich darüber Rechenschaft zu geben und die Konsequenzen zu ziehen.

#### **k. Die Antwort des Schülers von Mutara**

Zum Schluss möchte ich noch eine Antwort auf meine immer wieder gestellte Frage „Was ist eigentlich Entwicklung?“ wiedergeben, die mir die klarste aller Antworten zu sein scheint, die ich erhalten habe. Sie stammt nicht von einem Entwicklungsspezialisten aus einer UNO Organisation, noch von einem Universitätsprofessor, sondern von einem achtzehnjährigen Mittelschüler aus Kenia.

Am Fusse des Mount Kenia, unweit von Meru, im Dorf Mutara, hatte ich das Projekt einer afrikanischen NRO zu begutachten, die unter anderem auch eine „High School“ in einem Bretterverschlag eingerichtet hatte, deren Unterricht auf die besonderen Umstände der bäuerlichen Umgebung Rücksicht nahm. Im Auftrag einer europäischen NRO hatte ich zu prüfen, wie weit das kenianische Projekt unterstützt werden könnte. Um mir eine bessere

---

<sup>37</sup> Kabou (27) S 156

Einsicht zu verschaffen, bat ich um eine offene Diskussion mit den Schülern der „High School“, die mir sofort gewährt wurde. Ich sass also einer Schar afrikanischer Mädchen und Burschen gegenüber und stellte im Rahmen des Gesprächs meine Frage: „Was bedeutet für Euch Entwicklung?“ Es kamen verschiedene Antworten. Ein Junge sagte: „Entwicklung heisst das Erreichen der inneren und äusseren Freiheit, die uns erlaubt, selbst über unser Leben zu entscheiden.“